

Üben und Konzentration oder die Angst des Organisten vor dem Fehler oder "Vorbeugen ist besser als Bohren"

Das Üben hat in der Pädagogik unserer Zeit in unserem Kulturkreis einen geringen Stellenwert. Es gilt als lästig. Man ist froh, wenn man das Üben nach der Schul- bzw. Studienzeit "hinter sich" hat. In der Schule versuchen Lehrer, das Üben mit möglichst spielerischen Elementen zu verschönern, was im Endeffekt auch nur den Wert des Übens an sich vermindert.

Sind Übungen wie z.B. Klavieretüden wirklich geistlos? Muss das Üben am Instrument als langweilig empfunden werden? Ich bin der Überzeugung, dass durch Änderung der eigenen Meinung vom Wert des Übens das Üben an sich ein wesentlich besseres Ergebnis bringen könnte.

In der westlichen Zivilisation herrscht jedoch die Meinung, dass Arbeit und Konzentration etwas sind, das man tun muss, während Freizeit und Zerstreuung das eigentlich Erstrebenswerte sind. Das mag mit unserem Schulsystem zusammenhängen. Als Schulkind musste man lernen, ob man wollte oder nicht, und ohne Rücksicht darauf, ob man es als für sich förderlich empfand oder nicht. Die Aufteilung Schule und Hausaufgaben=Arbeit und Spiel=Freizeit setzt sich im Berufsleben des Erwachsenen nahtlos fort. Der natürliche Lerntrieb eines Kindes wird zu einem ungünstigen Zeitpunkt in Pflicht umgewandelt, was zu fatalen Ergebnissen führen kann.

Ich bin weder befugt noch in der Lage, an unserem Schulsystem etwas zu ändern. Ich kann nur versuchen, Möglichkeiten aufzuzeigen, wie man wenigstens auf musikalischem Gebiet das Lernen und Üben wieder zum Wert an sich macht. Zum Glück hat sich wohl überall die Erkenntnis durchgesetzt, dass es wenig Sinn hat, einem Kind das Klavier- oder Orgelspielen beizubringen, wenn es das gar nicht möchte. Dass der Druck eines Lehrers "Du musst mehr üben!" sich eher kontraproduktiv sowohl auf den Schüler als auch auf die zu erklingende Musik auswirkt, dürfte sich inzwischen allgemein herumgesprochen haben. Solange die Erwartungshaltung des Lehrers die Bereitschaft des Schülers so sehr übersteigt, dass der nur diese als fragliches Antriebsmittel verspürt, solange wird der Schüler nicht wirklich sich mit Musik beschäftigen wollen. Ein guter Lehrer sollte in der Lage sein, die eigenen Antriebskräfte im Schüler zu wecken. Der Schüler soll in die Lage versetzt werden, "Lust" am Üben zu entwickeln.

Das scheint zunächst schwieriger zu sein, als es ist. Neil Postman erwähnt in seinem empfehlenswerten Buch "Das Verschwinden der Kindheit", dass das Üben eines Werkes nur vordergründig das Üben eines Werkes darstellt. In erster Linie ist es ein Üben des Übens selbst, ein Üben der Konzentrationsfähigkeit, der Geduld und der Gelassenheit. Einerseits ist Konzentrationsfähigkeit die Voraussetzung für erfolgreiches Üben, andererseits ist sie auch Frucht des Übens. Gelassenheit ist wichtige Voraussetzung für die Geduld: Weder ein "ich muss das Stück bis in soundsoviel Tagen schaffen" noch ein "ich will das Stück in soundsoviel Tagen schaffen" sind gute Voraussetzungen für ein erfolgreiches Üben, das sich nur in einer gewissen Selbstvergessenheit und einem Versinken in die Materie einstellt.

Wer sich mit dem Thema "Selbstvergessenheit" und "Mühelosigkeit" näher beschäftigen möchte, dem sei ein kleines Büchlein von Eugen Herrigel empfohlen: "Zen in der Kunst des Bogenschießens". In ihm wird berichtet, wie ein Europäer von einem Zen-Meister 6 Jahre lang im Bogenschießen ausgebildet wird. Viele der Erkenntnisse ließen sich auf Organisten übertragen, wenn auch der dort aufgezeigte Weg unendlich mühsam und langwierig erscheint. Das Nichtwollen wird hier zur Voraussetzung des Gelingens. Worauf es ankommt, ist vielmehr, eine bestimmte innere Haltung einzunehmen. Der Schüler muss das "rechte Warten" lernen, er muss "loskommen von sich selbst, so entschieden sich selbst und all das Seine hinter sich lassen, dass von ihm nichts mehr übrigbleibt als das absichtslose Gespanntsein". Als der Schüler daraufhin den Lehrer fragt: "Und wann beginnen wir mit diesen neuen Übungen?", antwortet dieser, seine Forderung damit schon erfüllend: "Warten Sie, bis es an der Zeit ist". An anderer Stelle schreibt Herrigel: "Zu dieser bedingungslosen Beherrschung der Formen erzieht in der Tat der japanische Unterricht. Einüben, Wiederholen und Wiederholung des Wiederholten sind in fortschreitender Steigerung auf weite Strecken hinaus seine Kennzeichen."

Für jeden Organisten wird es schwierig sein, solche Meditationstechniken direkt auf die Orgel zu übertragen. Aber eine leicht nachzuvollziehende Erkenntnis scheint sich doch auch hier verwirklichen zu lassen. Häufig stellte ich - sowohl an mir selbst als auch an Schülern - die Haltung fest: "Ach, dieser Fehler ist nicht so schlimm, beim nächsten Mal wird's besser", oder aber "diese Stelle schaffe ich nie". Hier scheint mir wichtig zu sein, dass es auch ein "negatives Üben" geben kann: Jede Stelle, die, warum auch immer, falsch gespielt wird, wird so zum Muster. Die Wahrscheinlichkeit steigt, dass

sie auch beim nächsten Mal falsch gespielt wird, denn der Fehler ist schon einmal geübt. Daher erscheint es mir ungünstig, Fehler überhaupt zuzulassen. Ob der Fehler nun seine Ursache in mangelnder Konzentration, mangelnder kognitiver Erkenntnis des richtigen Notentextes oder in mangelnder mechanischer Umsetzung der Finger oder der Füße hat, ist zweitrangig (wie sagt der Zahnarzt doch so treffend: "Vorbeugen ist besser als Bohren").

Der wichtigste Grundsatz beim Üben scheint mir daher zu sein: Übe immer nur das, was Du kannst. Das mag am Anfang ganz wenig sein und das auch nur ganz langsam, aber es wird sich steigern. Zuerst übt man vielleicht nur eine Hand, vielleicht auch beide Hände, das aber wirklich so langsam, dass kein Fehler passieren kann. Es kommt nicht nur darauf an, dass kein Fehler auftritt, sondern dass man vorher weiß, dass kein Fehler auftreten kann. Dann kann man sich beim Üben nämlich wirklich wirklich auf das "Üben" konzentrieren und muss nicht in ständiger Hut vor einem Fehler sein. Diese Angst vor einem Fehler würde sich ansonsten unweigerlich in einem Fehler äußern.

Es kommt darauf an, dass man sich beim Üben wohlfühlt. Wenn man sich anstrengen muss, das Werk fehlerfrei zu spielen, fühlt man sich selbst nicht wohl, kann demnach auch nicht sich selbst zuhören. Zum Schluss hört man auch der Musik an, ob sie das Ergebnis selbstvergessenen Übens oder einer großen Anstrengung ist.

Das Verfahren, grundsätzlich nur mühelos und auf alle Fälle fehlerfrei zu üben, lässt sich auch mit westlicher Psychologie erklären: Jeder Fehler schafft ein, wenn auch kleines, Frustrationserlebnis. Jede richtige Übung verschafft ein Erfolgserlebnis. Und nur Erfolgserlebnisse geben die Kraft zum weiteren Arbeiten, während jedes Frustrationserlebnis nur die Konzentration durch Zweifel am eigenen Tun stört.

Als ich selbst zum erstenmal ein Stück nach diesem Grundsatz übte, war ich zunächst erschrocken, wie wenig ich wirklich kann. Nach einer Weile fing mir diese Art des Übens an, Freude zu machen, da ich merkte, dass auch in mir selbst ein eine erstaunliche Ruhe einkehrte. Nach ein paar Wochen spielte ich das Werk zwar schon zusammen, aber immer noch in einem atemberaubend langsamen Tempo. Aber ich merkte, dass ich es einfach nicht schneller konnte, ohne dabei meine Ruhe zu verlieren. Irgendetwas in mir weigerte sich, das Stück schneller zu spielen. So musste ich noch einige Zeit warten, in der ich das Stück aber viel besser kennenlernen konnte, da ich Zeit hatte, mir selbst zuzuhören und quasi in Zeitlupe Gedanken über die Interpretation machen konnte. Nach einer Weile stellte sich dann das richtige Tempo von selbst ein, ohne dass ich vorher das Werk „auf Tempo“ bringen musste.

Im Orgelunterricht versuche ich seitdem, meinen Schülerinnen und Schülern zu vermitteln, dass es mir egal ist, wieviel Stoff sie zur Unterrichtsstunde mitbringen, Hauptsache, es ist fehlerlos und sie fühlen sich wohl dabei. Bisweilen hat das auch zum Erfolg geführt. Aber ich merke, auch an mir, dass sich alte Lerngewohnheiten nur schwer ändern lassen.

Zum Schluss noch eine kleine Anekdote über Karl Straube, einen der bedeutendsten Orgellehrer unseres Landes: Er verlangte grundsätzlich, dass seine Schüler ein Stück dreimal hintereinander fehlerlos spielen konnten. Als nun ein Student Fantasie und Fuge g-moll von Bach nicht so konnte - wie Straube das wollte, wurde er immer wieder nach Hause geschickt. Endlich brachte er es fertig, das Stück dreimal hintereinander fehlerlos zu spielen. Als er ganz glücklich zu Straube hinschaute, bemerkte der nur trocken. "Nächste Woche noch einmal" , worauf der Student empört entgegnete, er habe doch keinen Fehler gemacht. Darauf Straube trocken: „Ja, aber fast.“

Gabriel Dessauer

Weiterführende Literatur

- Otto Friedrich Bollnow: Vom Geist des Übens. Rothenhäusler ISBN 3-85768-059-8
- Eugen Herrigel: Zen in der Kunst des Bogenschießens. Otto Wilhelm Barth Verlag
- Neil Postman: Das Verschwinden der Kindheit. S. Fischer